

Dreimal Karlsruhe

Eine Rede

Gar manche künstlich hinaufgeschraubte ehemals kleinfürstliche Residenzstadt sank wieder zum unscheinbaren Landstädtchen herab, welches uns nur noch durch ein verwaistes Schloß und heruntergekommene Adelssitze an seinen früheren Glanz erinnert. Andre künstliche Städte sind aber auch weit über ihren Ursprung hinausgewachsen und behaupten jetzt eine steigende innere Notwendigkeit. (...) Als Beispiel nenne ich Karlsruhe.

W. H. Riehl, Land und Leute (1899)

Karlsruhe, meine Damen und Herren, ist eine sterbende Stadt, die, auf zwei Quadratkilometern, nur noch von rund 100 Menschen bewohnt wird; es gibt fünf Straßen, eine Tankstelle, eine Kirche, eine Bar, ein Postamt und einen Bahnhof, an dem die Züge aber nicht mehr halten. Doch, doch; aber ich sprach von Karlsruhe in North Dakota¹ und nicht von Karlsruhe in Baden, diesem Karlsruhe, der Stadt, in der der „Deutsche Verein zur Förderung des mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichts“ in diesem Jahr zusammentritt. Ich habe Sie also aufs Eis geführt, und zwar nicht nur, um mir, nach einem alten rhetorischen Rezept, Ihre Aufmerksamkeit zu sichern, sondern auch, um schon einmal ein kleines historisches Fenster zu öffnen. Jenes Karlsruhe wurde nämlich, auf dem Umweg über Russland, von diesem Karlsruhe aus gegründet; und dennoch ist dieses Karlsruhe noch gar nicht so alt. Wenn wir die Uhr um nur 300 Jahre zurückdrehen könnten, stünden wir hier plötzlich mitten im Wald. Und wenn wir sie nur um 150 Jahre zurückdrehen könnten, stünden wir immer noch außerhalb der Stadt und hätten vielleicht ein Problem,

weil einige Stadttore um diese Zeit schon zugeschlossen wären. (Wir können die Uhr freilich nicht zurückdrehen, und warum, wissen Sie besser als ich.)

Nun aber sind wir hier, in Karlsruhe, „in der Fächerstadt, der Schnakenstadt, der Weinbrennerstadt“². Mit diesen Worten hat die Dichterin Marie Luise Kaschnitz diese Stadt, in der sie 1901 geboren wurde, bezeichnet; und diese Worte sind die Stichworte für das, was ich Ihnen über diese Stadt sagen möchte. Von „der Fächerstadt, der Schnakenstadt, der Weinbrennerstadt“ soll also die Rede sein; und ich bin es Ihnen schuldig, dass dabei, wenn auch an unerwartetem Ort und in unerwarteter Form, die Dinge zur Sprache kommen, die Sie hierher geführt haben; mathematische und geometrische, geographische und astronomische, meteorologische, biologische, insbesondere botanische und zoologische, und andere mehr.³ Sehen wir zu.

ERSTENS: DIE FÄCHERSTADT

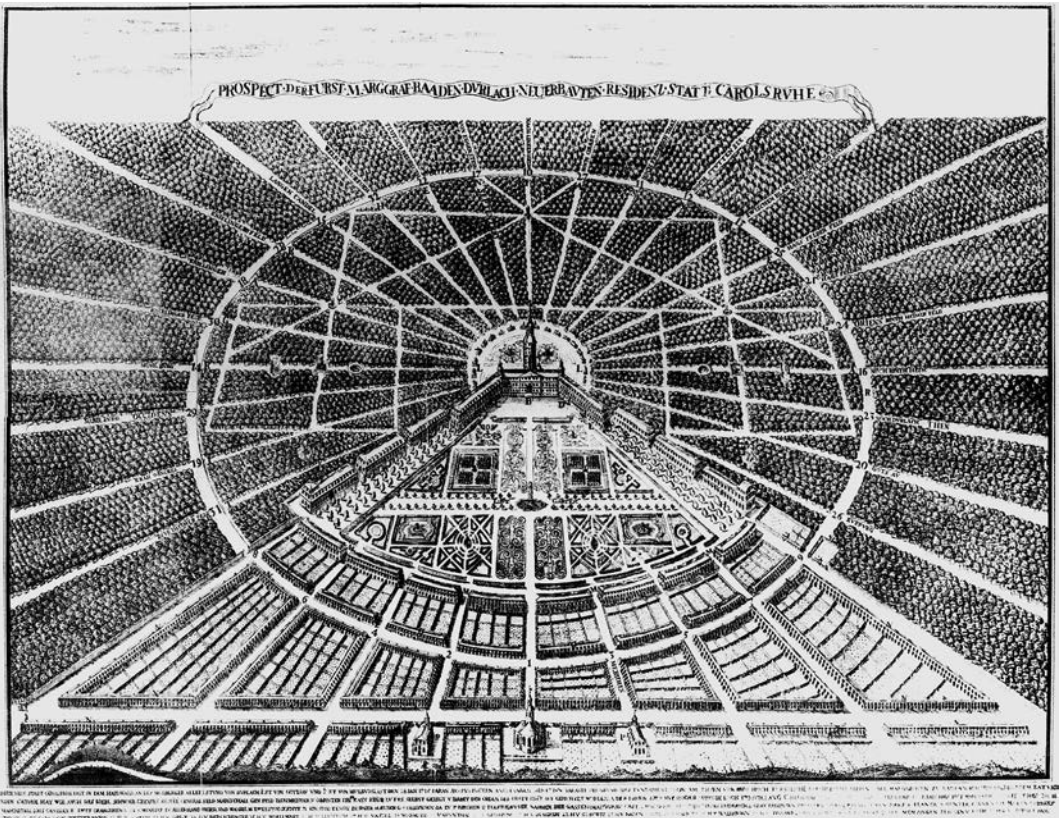
Zwar hatte Markgraf Karl Wilhelm von Baden-Durlach am 17. Juni 1715, und mitten im weiten Hardtwald, nur den Grundstein seines neuen Schlosses legen wollen; aber dann kam eine neue Stadt hinzu, die sogar zur Hauptstadt wurde; gleichwohl war das neue Ganze wie aus einem Guss, nach einem Plan aus einer Hand, nach einem Willen. Vom Turm des Schlosses gingen nunmehr 32 schnurgerade Straßen aus; d. h. 7 Straßen in die Stadt, die in dem von seinen Seitenflügeln begrenzten Sektor lag, und 25 Alleen in das hinter ihm liegende Land. Welchen Sinn⁴ hat aber dieser eigenwillige, eigenartige, vielleicht auch einzigartige Plan? Welche Überlegungen

lagen ihm zugrunde? Wie kam er zustande? Doch wohl kaum dadurch, dass, wie es die Legende will, die Markgräfin einst ihren Fächer verloren und der Markgraf ihn dann gefunden habe, und mit ihm den langgesuchten Grundriss der geplanten Stadt. Freilich waren Fächer ein typisches Requisit des Barock; man fächerelte sich mit ihm die Luft zu, die man in den ungelüfteten Räumen, unter ungewaschenen, aber um so stärker parfümierten Menschen benötigte, im Rauch auch der Fackeln und Kerzen, wobei man selber vielleicht noch in einem enggeschnürten Mieder steckte. Aber im Schutz des Fächers konnte man auch unauffällig seine Augen schweifen lassen.

Was war also der Sinn des Plans? War es ein pragmatischer Sinn, insofern die radialen Straßen das Gelände auf die übliche, günstigste Weise erschlossen und außerdem das Schloss auf dem kürzesten Wege mit den

Dörfern auf der Hardt verbanden? War es ein symbolischer Sinn, insofern die Straßen vom Schloss ausstrahlen wie von einer Sonne, als die der barocke Herrscher sich ja verstand, oder insofern er in ihrem Zentrum saß wie eine Spinne inmitten ihres Netzes? Oder ging es weniger um die Strahlen und vielmehr um den Kreis, der das Schloss, das sein Mittelpunkt war, auf magische Weise schützte? Oder war es die barocke Liebe zur Geometrie als einem Ausdruck der Macht, der Ordnung und Verordnung, der Regel und des Reglements? Oder ging es darum, dass die radialen Straßen zugleich Schneisen waren, die den Blick, den Ausblick in die Ferne möglich machten; den Ausblick, die Aussicht ... und die Aufsicht? (Schneisen, durch die man aber auch schießen konnte, wenn Feinde gegen das Schloss vorrücken sollten.)

„Karlsruhe ist eine Stadt der geraden Linien, die von einem gemeinsamen Zentrum



Der Karlsruher Fächer

ausgehen; und dieses gemeinsame Zentrum ist das Schloss des Großherzogs. Seine zwanzigtausend Bürger müssen die loyalsten Menschen der Welt sein, denn sie können ihren Fürsten niemals aus den Augen verlieren. Unausweichlich werden sie auf Schritt und Tritt an seine Macht erinnert. Sie können nicht aus ihren Fenstern schauen, ohne die seinen zu sehen. Sein Auge ruht auf ihnen, wie das der Vorsehung, den ganzen Tag lang; und wenn jemand Blähungen bekommen sollte, müsste er dafür die Stadt verlassen.“⁵ Diesen Worten eines englischen Reisenden von 1833 entsprechen die eines französischen von 1858 ganz genau; denn wenn, wie er hervorhebt, der Bürger immer das Schloss des Fürsten sieht, denkt er immer daran, dass er selber gesehen wird. „Von allen Straßen, die fächerförmig angeordnet sind, sieht man das Schloss, das gemeinsame Zentrum. O Großherzog! Die Bewohner Eurer Hauptstadt können keinen Schritt machen, ohne dass ihre Augen auf Eure Hoheit fallen oder sie Euch den Rücken zuwenden!“⁶ Der Karlsruher Plan nimmt das „Panopticon“ vorweg, das Jeremy Bentham, der utilitaristische Philosoph, 1787 entwarf; als einen Bau, der als Irren-, Kranken-, Armen-, Arbeits- und Zuchthaus, ja auch als Schule dienen konnte, weil in ihm jeder beobachtet werden konnte, ohne zu wissen, ob er beobachtet wurde. (Was, auf Umwegen, wieder an den Fächer erinnert.) Big Brother is watching you!⁷

Soviel zur Stadt; aber da war noch „der neue fürstliche, oder hinter dem Schlosse befindliche, Garten, welcher die bey weitem größere Hälfte des Cirkels“⁸ ausmachte. So schrieb schon 1791 ein gewisser Friedrich Leopold Brunn, der auch fand, dass eben dieser Garten „ohne alle Widerrede zu den reizendsten und angenehmsten dieser Art in Deutschland“⁹ gehöre. „Auf einmal befindet man sich in einem natürlichen Walde von hohen Eichen und Buchen; dann wieder in einem englischen Park mit einem künstlich aufgeführten Hügel, auf welchem ein hoher breitwipfliger Platanus seine großblättrigen Aeste ausbreitet, um dem Ruhe Suchenden auf einem, seinen Stamm rings umgebenden, Kanapee Kühlung und Schatten zu reichen. Kaum hat man diesen reizenden Park ver-

lassen; so ist man schon wieder in eine chinesische Gegend versetzt; indem man vermittlest rauher Felsenstufen auf eine mäßige Anhöhe hinansteigt, worauf ein nicht prächtiges, aber niedliches und geschmackvoll ausmeublirtes, chinesisches Sommerhäuschen steht. Von hier steigt man durch eine andere schmale und gewundene Felsentreppe in ein künstlich angelegtes, von Anhöhen eingeschlossenes, Thal herab, das mit Bäumen, Gewächsen und Blumen America's und Indiens bepflanzt ist, und wo man unter zahmen Störchen, türkischen Gänsen und Enten und andern Thieren friedlich umherwandelt, und sich in dem Zaubergarten irgend einer wohlthätigen Fee zu seyn dünkt.“¹⁰

Außerdem gab es Gemüsegärten, Pflanz- und Baumschulen mit holländischem, französischem und englischem Obst, Orangen- und Ananasbäume; aber nicht mehr die kostbaren Tulpen, für die der alte Markgraf, der Stadtgründer, sehr viel Geld ausgab, und die er dann von den 24 Mädchen malen ließ, die er zu diesem und zu einem anderen Zweck im Schlossturm beherbergte. Er lebte wie ein Sultan, umgeben von seinem Harem, und dazu passt, dass auch sein Garten einen orientalischen Charakter erhielt und behielt, bis zu den „glänzenden asiatischen Gold- und Silberfasanen“¹¹ hin, über die im Fasanengarten ein Fasanenmeister wachte.

Und hinter dem Schlosspark begann und beginnt noch immer der unergründliche Hardtwald, und mit ihm „die Moosbänke, der Pilzgeruch, der Erdbeergeruch, die Plätze mit den Veilchen, mit den Maiblumen, die wir den Eltern heimbrachten, die Ameisenhaufen, das im Dämmer leuchtende faule Holz, Eichkätzchen, Singvögel, Käfer, Schmetterlinge ...“¹² So erinnerte sich Paul Oskar Höcker, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Karlsruhe aufwuchs; und der sich auch noch an die Beerenfrauen und Beerenkinder erinnerte, die den Hardtwald durchstreiften und dann durch die Straßen der Stadt zogen, ihre Ausbeute in einem Korb auf dem Kopf balancierend, wobei sie riefen: „Kaafe Sie ah Heidelbeer – morche gibt's koine mehr – iwermorche gibt's widder – die sin aber bidder!“¹³



Die Schnake

ZWEITENS: DIE SCHNAKENSTADT

Auch Marie Luise Kaschnitz kannte die Geschichte von „dem Markgrafen Karl, auf der Jagd im Hardtwald schlafend und aufwachend, von einem Schnakenstich wahrscheinlich, aus weiß Gott welchen Träumen, hier will ich eine Stadt bauen, meine Stadt“¹⁴. Wenn er gestochen wurde, dann von der Rheinschnake, *Aedes vexans*, die ihren Beinamen *vexans*, d. h. die Quälende, ganz zu Recht trägt. Und es war nicht weit bis zum Rhein, dem Strom, der im Westen an der Stadt vorüberfließt; aber er floss damals anders als heute, nämlich breit und trög, mit vielen Schlingen und Schleifen, mit vielen Armen und Ärmchen, die manchmal Wasser führten, manchmal nicht. Dieser Rhein war ein idealer Lebensraum für *Aedes vexans*, deren Eier in trockenem Boden länger als fünf Jahre überdauern können; und da sie bis zu 20 km weit fliegt, legt sie spielend den Weg zur Stadt zurück und sticht dann unbarmherzig zu; nur das Weibchen, wohlgemerkt – das Männchen, das keinen Stech- oder Saugrüssel hat, ist harmlos. Die Hausschnake *Culex pipiens*, die nur 100 m weit fliegt, summt nur am Rande und in der Ferne mit, so wie auch *Anopheles*, die einst die Malaria verbreitete, aber nun fast ausgestorben ist.

Goethe, der 1770 und 1771 aus Straßburg nach Sesenheim kam, um seine geliebte

Friederike zu besuchen, befuhr mit ihr und anderen oft den Rhein, blieb dann auf einer der zahllosen Inseln und wäre gern noch länger geblieben, „hätten uns nicht die entsetzlichen Rheinschnaken nach einigen Stunden wieder weggetrieben. Über diese unerträgliche Störung einer der schönsten Lustpartien, wo sonst alles glückte, wo die Neigung der Liebenden mit dem guten Erfolge des Unternehmens nur zu wachsen schien, brach ich wirklich, als wir zu früh,

ungeschickt und ungelegen nach Hause kamen, in Gegenwart des guten geistlichen Vaters, in gotteslästerliche Reden aus und versicherte, dass diese Schnaken allein mich von dem Gedanken abbringen könnten, als habe ein guter und weiser Gott die Welt erschaffen. Der alte fromme Herr wies mich dagegen ernstlich zur Ordnung und verständigte mich, dass diese Mücken und anderes Ungeziefer erst nach dem Falle unserer ersten Eltern entstanden, oder, wenn deren im Paradiese gewesen, daselbst nur angenehm gesummt und nicht gestochen hätten.“¹⁵ So steht es in „Dichtung und Wahrheit“, und es wird wohl die Wahrheit sein; denn auch Karl Julius Weber, der nicht viel später seine „Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen“ schrieb, nannte, nachdem er bei Rastatt am Rhein gewesen war, „die sogenannten Rheinschnaken eine wahre ägyptische Plage“¹⁶ und neigte dazu, sie „für lauter kleine Teufel zu halten“¹⁷.

In eben dem Jahr 1770, in dem Goethe zum ersten Mal nach Sesenheim kam, wurde, als Sohn eines Karlsruher Pfarrers, Johann Gottfried Tulla geboren, der sich, nach ausgedehnten Studien in Holland und in Paris, die Korrektur oder Rektifikation des Rheins zur Aufgabe machte. Durch sie, so versprach er, „wird alles längs diesem Strom anders werden; der Muth und die Thätigkeit der Rheinufer-

Bewohner wird in dem Verhältnisse steigen, in welchem ihre Wohnungen, ihre Güter und deren Ertrag mehr geschützt seyn werden. Das Klima längs dem Rhein wird durch Verminderung der Wasserfläche auf beinahe 1/3 durch das Verschwinden der Sümpfe und die damit in Verhältnis stehende Verminderung der Nebel, wärmer und angenehmer und die Luft reiner werden. (...) Die im Ueberschwemmungs-Gebiet liegende Rheinorte werden trockener, nach und nach schöner, die Wohnungen gesünder und die Keller Wasserfrey werden; die Umgebungen dieser Orte und insbesondere die Gärten werden sehr gewinnen und die Obstkultur wird emporkommen; von jedem Ort zum andern werden gute Wege angelegt und erhalten und dadurch der Verkehr erleichtert werden.“¹⁸

Tulla schuf den Rhein und, indem er die alten Schlingen und Schleifen abschnitt, zugleich den Altrhein, die Rheinauen, „die wässerigen Gründe, wo wir botanisierten, streunten, Kaulquappen suchten. Da ist es lichtgrün, dicht-weißgrün; da stehen Weiden und Pappeln; der heiße Wind dreht die Silberseiten nach oben. (...) Da sind Sümpfe; in den Altwässern liegen schwimmerhaft ausgespreizt, doch unbewegt die vielen Frösche unter der heizenden Sonne“¹⁹ – so erlebte es Wilhelm Hausenstein, der vor 1900 seine Schulzeit in Karlsruhe verbrachte.

Tulla hatte das Paradies auf Erden versprochen; ein Paradies auch ohne Schnaken, denen er das Wasser abgrub. Immerhin, sie gingen zurück; aber mit ihnen auch andere Tiere, Vögel und Fische. Zu ihnen gehörte, nur zum Beispiel, der gemeine Salm oder Lachs, *Salmo salar*, der, um zu laichen, in solchen Mengen den Rhein hinaufstieg, dass man ihn als Hauptfangfisch, als sogenannten „Brotfisch“ betrachtete. Es soll sogar Verträge gegeben haben, die die Dienstboten in Basel oder anderswo davor schützten, öfter als zwei- bis dreimal wöchentlich mit Salm traktiert zu werden.²⁰ Doch der schneller fließende Rhein hat seine Sohle um viele Meter eingetieft und das Grundwasser entsprechend abgesenkt; der Bau von Bühnen, Dämmen, Schleusen und Staustufen war die unabwendbare Folge, und der Salm hatte das Nachsehen, das Christian Morgenstern in einem Gedicht beschrieb:

*Ein Rheinsalm schwamm den Rhein
bis in die Schweiz hinein.
Und sprang den Oberlauf
Von Fall zu Fall hinauf.
Er war schon weißgottwo,
doch eines Tages – oh! –
da kam er an ein Wehr:
das maß zwölf Fuß und mehr!
Zehn Fuß – die sprang er gut!
Doch hier zerbrach sein Mut.
Drei Wochen stand der Salm
am Fuß der Wasser-Alm.
Und kehrte schließlich stumm
nach Deutsch- und Holland um.²¹*

Danach lebte der Salm, wie das ebenfalls von Morgenstern bedichtete Einhorn, „von Ort zu Ort / nur noch als Wirtshaus fort“²², was Tulla, wenn er es gewusst hätte, gewiss bedauert hätte. „Technikfolgenabschätzung“ heißt ein neues, unschönes Wort für eine freilich wichtige Sache; die Rektifikation des Rheins zeigt, wie wichtig sie ist.²³ Neuerdings steigt der Salm freilich wieder den Rhein herauf, nachdem man an den Staustufen eigene Fischtreppen eingerichtet hat. Aber auch neue, bisher unbekannte Zuwanderer sind zu verzeichnen: etwa die Rotwangenschmuckschildkröte, *Trachemys scripta elegans*, und der Ochsenfrosch, *Rana catesbeiana*. Zu dieser neuen oder erneuten Vielfalt konnte es nur kommen, weil das Wasser wieder sauberer ist als es früher war. Früher floss von Basel an allerhand in den Rhein hinein, was ihm nicht gut tat. In Karlsruhe selber „rann, trögflüssig und trübflutig, der übelduftende Landgraben unüberwölbt und überall sichtbar durch die Stadt“²⁴, und mit Grausen sah Heinrich Vierordt, der in der Mitte des 19. Jahrhunderts hier aufwuchs, „von der Straße tief hinab auf das schwärzlich unheimliche Gewässer, drauf zerfetzte Zeitungen, abgebrochene Besenstiele, tote Katzen und ähnliche stolze Geschwader dem Rheine zu gen Niederland trieben“²⁵. (Die zähen Schnaken haben sich übrigens erst durch den *Bacillus thuringensis israelensis*, der ihnen alljährlich verabreicht wird, zurückdrängen lassen.)

Es besteht kein Zweifel daran, dass Tulla ein hervorragender Techniker war; und einer, der auch wusste, was der Technik zugrundelag: die

Mathematik. Als er 1809 vorschlug, in Karlsruhe eine Schule für Ingenieure einzurichten, war sein Ziel nicht, „gleich taugliche Praktiker zu bilden, sondern dass der mathematische Sinn und Geist in den Eleven entwickelt und gebildet werde“²⁶; denn, so meinte er schon 1801: „Die richtige Anwendung mathematischer Kenntnisse befördert den inneren Wohlstand eines Staats“²⁷. Tullas Schule kam zustande und ging 1825 in der Polytechnischen Schule auf, die, wie es im Gründungsdekret hieß, jedem offen stehen sollte, „der sich den höheren Gewerben widmen, dazu die nötigen Vorkenntnisse, vorzüglich aus der Mathematik und den Naturwissenschaften sich erwerben, und deren unmittelbare, in das einzelne gehende Anwendung auf die bürgerlichen Beschäftigungen des Lebens kennen lernen will“²⁸. Aus dieser Schule, die 1832 neu gegliedert wurde, entstand 1885 die Technische Hochschule und 1967 die Universität. Sie ist die älteste ihrer Art in Deutschland; nur die *École polytechnique* in Paris (1794) und die Technischen Hochschulen in Prag (1806) und Wien (1815) sind ihr vorausgegangen.

Nicht nur Tullas Schule ging in der neuen Gründung auf, sondern auch die Bauschule, die der 1766 geborene Friedrich Weinbrenner ins Leben gerufen hatte. So wie Tulla dem Land, gab er der Stadt ein neues Gesicht.

DRITTENS: DIE WEINBRENNERSTADT

Weinbrenner war Baumeister, wie Sie wohl wissen. (Derjenige wusste es nicht, der vor Jahren darüber berichtete, dass in Karlsruhe die Weinbrenner-Medaille verliehen worden sei: die „*médaille des distillateurs de vin*“; aber um Weinbrand geht's hier nicht.) Weinbrenner war also Baumeister, einer der größten seiner Zeit; vorher war er, wie schon sein Vater, Zimmermann gewesen und wusste, wie auch Tulla, dass er ohne das „Studium der reinen und angewandten Mathematik“²⁹ auf keinen grünen Zweig kommen konnte. Nur, dass er keine Zeit für dieses Studium hatte, außer „im Sommer die Morgenstunden von 4 bis 6 und im Winter die Stunden nach dem Nachtessen“³⁰; aber man sagte ihm, er solle „aufs neue das Gymnasium besuchen, um die reine



und angewandte Mathematik, so wie die Physik gründlich zu erlernen, und das, was ich bisher in dem Schulunterricht versäumt, so viel wie möglich nachzuholen“³¹; was er auch tat. Auch fand er einen Freund, der ihn in der Kartographie unterrichtete, und ging oft ins Theater, wo die Zimmerleute „den Mechanismus der Bühne zu besorgen hatten“³². Dann bildete er sich, wie Tulla, auf Reisen, vor allem in Rom.

Weinbrenner gab, wie gesagt, der Stadt ein neues Gesicht; er baute Paläste für die fürstliche Familie, Lusthäuser, Bürgerhäuser, Tore, Türme, Denkmäler, die evangelische und die katholische Stadtkirche, die Synagoge, das Rathaus, das Theater, das Museum, die Münze, eine Kaserne und ein Bad, um nicht einmal alles, und nichts von den vielen Bauten im übrigen Land zu nennen. Inzwischen war die Markgrafschaft Baden-Durlach mit der von Baden-Baden, deren Regenten ausgestorben waren, vereinigt und damit mehr als verdoppelt worden, und in den napoleonischen Jahren wuchs sie nochmals auf das Vierfache an. Aus dem Markgrafentum wurde ein Großherzogtum, und aus Karlsruhe eine richtige Hauptstadt – 1806, vor genau 200 Jahren. Aber in allem, was Weinbrenner tat, vollstreckte und

verwirklichte er eigentlich nur den Willen des Gründers, verwandelte er den barocken Plan bruchlos in einen klassischen, klassizistischen. „Das Studium der italienischen Theoretiker hatte ihm das bestätigt, was eigentlich der barocke Städtebau schon erfüllt hatte, was im großen und ganzen sich wieder mit den Grundzügen der Stadtbaukunst Roms deckte, nämlich die Entwicklung der Stadtanlage als künstlerische Einheit.“³³

Solche Städte sind selten, zumal in Deutschland. „Die Bürger einer solchen Stadt“ – so meinte Goethe – „wandeln und weben zwischen ewigen Melodien; der Geist kann nicht sinken, die Tätigkeit nicht einschlafen, das Auge übernimmt Funktion, Gebühr und Pflicht des Ohres, und die Bürger am gemeinsten Tage fühlen sich in einem ideellen Zustand: ohne Reflexion, ohne nach dem Ursprung zu fragen, werden sie des höchsten sittlichen und religiösen Genusses teilhaftig.“³⁴ Es wäre zu wünschen, dass nicht nur die Bürger, sondern auch die Besucher der Stadt dieses Genusses teilhaftig würden, auch wenn die Stadt, wenn Karlsruhe nicht mehr das ist, was es war, und nie war, was es werden sollte. Heinrich von Kleist fand, als er es besuchte, es sei „klar und lichtvoll wie eine Regel, und wenn man hineintritt, so ist es, als ob ein geordneter Verstand uns ansprache“³⁵. Wieder wäre zu wünschen, dass der Eintretende es auch heute noch so empfinde. Denn der geordnete Verstand – der ist's, um den geht's, hier und heute, morgen, übermorgen und überhaupt. Ja, der geordnete, aber auch der ordnende Verstand; aber auch der, der die Ordnung nicht nur schafft, sondern auch sucht und findet; und wo? In der geordneten Welt, die die Griechen „Kosmos“ nannten, im Unterschied zum „Chaos“; und in der Welt, in der, der Bibel zufolge, Gott „alles nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet“³⁶ hat. „All things began in order, so shall they end, and so shall they begin again; according to the ordainer of order and mystical mathematics of the city of heaven.“³⁷ So schrieb, im frühen 17. Jahrhundert, Thomas Browne ... und meinte natürlich das himmlische Jerusalem und nicht das irdische Karlsruhe, das es noch nicht gab.

Kleist fand auch, dass die Stadt „wie ein Stern gebaut“³⁸ sei – so wie Marie Luise

Kaschnitz, die fand, dass Karlsruhe eine ganz besondere Stadt sei, „eine geometrische, eine klassizistische, eine schöne Ordnung, Kreise und Strahlen, schöner Stern“³⁹. Und so sind wir, zum guten Schluss, zu der Dichterin zurückgekehrt, die von „der Fächerstadt, der Schnakenstadt, der Weinbrennerstadt“ sprach und uns damit die Stichworte gab, denen wir hier folgten; wir taten es, wie ich hoffe, nicht ohne Genuss und nicht ohne Gewinn. Zwar wäre noch vieles zu sagen gewesen über eben diese Stadt: über ihre architektonische Entwicklung, auch Zerstörung, nach Weinbrenner; über ihre spätere Bedeutung in der Politik, der Literatur, der Musik, der Kunst; überhaupt über die Kunstakademie, die, von Schirmer, Lugo, Thoma über Hubbuch, Schlichter, Scholz und Grieshaber, Antes usw. immer so etwas wie ein geheimes Gegengewicht zur Technischen Hochschule war. Aber ich wollte ja, wie gesagt, nur ein kleines historisches Fenster öffnen, und jetzt schließe ich es wieder zu. Kehren wir, ganz zum Schluss, auch noch einmal nach Karlsruhe, North Dakota, zurück. In der Bar von Caroline Heilman, der einzigen am Ort, hängt ein Schild, auf dem steht: „Easy to find and hard to leave.“⁴⁰ Kein schlechtes Motto, denke ich, auch für dieses Karlsruhe und diesen, den diesjährigen Kongress.

Der „Deutsche Verein zur Förderung des mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichts e. V.“, der 1891 gegründet wurde und 7000 Mitglieder hat, hielt vom 9. bis zum 13. April 2006 seinen 97. Bundeskongress ab – und zwar in Karlsruhe, wo er zuletzt 1994, und zuvor schon 1973, zusammengetreten war. Die rund 1200 Teilnehmer aus ganz Deutschland hatten die Qual der Wahl zwischen 120 Vorträgen und Workshops, 40 Exkursionen sowie vielen Fach- und Lehrmittelausstellungen. Die hier abgedruckte Rede wurde am Begrüßungsabend gehalten, der am 9. April im Festsaal des Studentenhauses stattfand.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Richard Besserer/Stefan Wenz, Welcome to Karlsruhe. Begegnung mit einem Dorf (= Lindemanns Bibliothek 10). Karlsruhe 2004.
- 2 Marie Luise Kaschnitz, Orte. Aufzeichnungen. Frankfurt a. M. 1973, S. 7. – Vgl. Johannes Werner,

- Marie Luise Kaschnitz und Karlsruhe (= Spuren 54). Marbach a. N. 2001.
- 3 Vgl. Johannes Werner, Karlsruhe. Stadtgeschichte einmal anders. In: Deutscher Verein zur Förderung des mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichts e. V. (Programmheft) 85. Hauptversammlung, Karlsruhe 27.–31. März 1994, S. 13–23; ders., Karlsruher ABC. In: Deutscher Verein zur Förderung des mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichts e. V. (Programmheft) 97. MNU-Bundeskongress, Karlsruhe 9.–13. April 2006, S. 13–23.
 - 4 Vgl. Johannes Werner, Über Karlsruhe, seinen Plan und dessen Sinn. Eine Übersicht. In: Badische Heimat 4/1994, S. 481–494.
 - 5 Leitch Ritchie, Travelling Sketches on the Rhine, and in Belgium and Holland. London 1833, S. 40 (Übers. v. Verf.).
 - 6 Edmond Texier, Voyage pittoresque sur les bords du Rhin. Paris 1858, S. 90 (Übers. v. Verf.).
 - 7 Vgl. Johannes Werner, Aussicht und Aufsicht. Nachträgliche Bemerkungen zum Karlsruher Stadtplan. In: Badische Heimat 1/2005, S. 38–45.
 - 8 Friedrich Leopold Brunn, Briefe über Karlsruhe. Hrsg. von Gerhard Römer. Karlsruhe 1988, S. 27.
 - 9 Ebd.
 - 10 Ebd. S. 28.
 - 11 Ebd. S. 30.
 - 12 Paul Oskar Höcker, Kinderzeit. Erinnerungen. Berlin 1919, S. 32.
 - 13 Ebd. S. 33.
 - 14 Marie Luise Kaschnitz, a. a. O.
 - 15 Johann Wolfgang Goethe, Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. In: J. W. G., Werke 9 (= Autobiographische Schriften 1). 11. Aufl. Hamburg 1989, S. 465.
 - 16 Karl Julius Weber, Reise durch das Großherzogtum Baden. Stuttgart 1979, S. 140.
 - 17 Ebd.
 - 18 J. G. Tulla, Ueber die Rektifikation des Rheins, von seinem Austritt aus der Schweiz bis zu seinem Eintritt in das Großherzogthum Hessen. Karlsruhe 1825, S. 52 f. – Vgl. Hermann Ebeling, Johann Gottfried Tulla und die Korrektur des Oberrheins. In: Die Ortenau 85 (2005), S. 495–514.
 - 19 Wilhelm Hausenstein, Badische Reise. München 1930, S. 18.
 - 20 Vgl. Johannes Werner, Bemerkungen über den Salm. In: Badische Heimat 2/2000, S. 250–253.
 - 21 Christian Morgenstern, Der Salm. In: C. M., Alle Galgenlieder. Leipzig 1938, S. 198.
 - 22 Ders., Das Einhorn. Ebd. S. 196.
 - 23 Vgl. Susanne Kutter/Volker Späth, Rheinauen. Bedrohtes Paradies am Oberrhein. Karlsruhe 1993.
 - 24 Heinrich Vierordt, Das Buch meines Lebens. Erinnerungen. Stuttgart o. J., S. 38.
 - 25 Ebd.
 - 26 Zit. n.: Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons (= Ausstellungskatalog) I,2. Stuttgart 1987, S. 967.
 - 27 Zit. n.: ebd. S. 966.
 - 28 Zit. n.: Joachim Hotz, Kleine Geschichte der Universität Fridericiana Karlsruhe (Technische Hochschule). Karlsruhe 1975, S. 9 f.
 - 29 Friedrich Weinbrenner, Denkwürdigkeiten. Hrsg. von Arthur von Schneider. Karlsruhe 1958, S. 19.
 - 30 Ebd.
 - 31 Ebd. S. 20.
 - 32 Ebd. S. 21.
 - 33 Arthur Valdenaire, Friedrich Weinbrenner. Sein Leben und seine Bauten. 2. Aufl. Karlsruhe 1926, S. 81.
 - 34 Johann Wolfgang Goethe, Maximen und Reflexionen. In: J. W. G., Werke 12 (= Schriften zur Kunst / Schriften zur Literatur / Maximen und Reflexionen). 11. Aufl. München 1989, S. 365–547; hier S. 474.
 - 35 Heinrich von Kleist, Sämtliche Werke und Briefe 4 (= Briefe 1793–1811). Hrsg. von Klaus Müller-Salger/Stefan Ormanns. Frankfurt a. M. 1997, S. 287 (Brief vom 16. 12. 1801).
 - 36 Weish 11, 12.
 - 37 Zit. n.: The Oxford Dictionary of Quotations. 6. Aufl. London/New York/Toronto 1949, S. 41.
 - 38 Kleist, a. a. O.
 - 39 Kaschnitz, a. a. O.
 - 40 Besserer/Wenz, a. a. O. o. S.

Anschrift des Autors:
Dr. Johannes Werner
Steinstraße 21
76477 Elchesheim-Illingen